Leipziger Tageblatt und Handels-Zeitung

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig

Abend-Ausgabe

108. Jahrgang

Bezugspreise: für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure 2mal täglich ins Haus gebracht: monatlich 1.25 M., vierteljährlich 3.75 M. Bei der Geschäftsstelle, unseren Filialen und Ausgabestellen abgeholt: monatlich 1 M., vierteljährlich 3 M. Durch die Post: innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien monatlich 1.50 M., vierteljährlich 4.50 M., ausschließlich Postbestellgeld. Das Leipziger Tageblatt erscheint werktags 2mal, Sonn- u. Feiertags 1mal. In Leipzig, den Nachbarorten und den Orten mit eigenen Filialen wird die Abendausgabe noch am Abend des Erscheinens ins Haus geliefert. Berliner Redaktion: In den Zelten 17, Fernsprech-Anschluß: Moabit Nr. 467.

Redaktion und Geschäftsstelle: Johannisgasse Nr. 8. • Fernsprech-Anschluß Nr. 14692, 14693 und 14694.

Anzeigenpreise: für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 1spaltige Petitzeile 25 Pf., die Reklamezeile 1 M., von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M., Kleine Anzeigen die Petitzeile nur 20 Pf. b. Wiederhol. Rab., Inserate von Behörden im amtlichen Teil die Petitzeile 30 Pf. Geschäftsanzeigen mit Platzvorschrift im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Beilagen: Gesamtauf. 5 M. das Tausend ausschl. Postgebühr.

Anzeigen-Annahme: Johannisgasse 8, bei sämtlichen Filialen des Leipziger Tageblattes und allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Geschäftsstelle für Berlin u. die Pr. Brandenburg: Direktion Walter Fliegel, Berlin W. 10, Margarethenstraße 8. Fernsprech-Anschluß: Lützow 6971.

Nr. 102. Mittwoch, den 25. Februar. 1914.

Das Wichtigste.

* Die albanische Deputation hat am Mittwoch morgen Leipzig verlassen. (S. Pol. Ueberf.)

* Der König von Albanien trat am Mittwoch früh seine Reise nach Petersburg an. (S. Pol. Ueberf.)

* Der böhmische Statthalter Fürst Thun beabsichtigt, zurückzutreten. (S. Ausl.)

* Die englische Regierung hat durch ihren Generalkonsul in Mexiko eine eingehende Untersuchung in der Angelegenheit Benton eingeleitet. (S. Ausl.)

* In Frankreich und Spanien dauern die verheerenden Stürme an. (S. Nachr. v. Tage.)

Die Freikonservativen.

⊙ **Berlin,** 24. Februar.

Seit einiger Zeit beobachtet man im Reichstag zwischen den Konservativen und der Reichspartei eine Art Betriebsgemeinschaft. Bei der einen Gelegenheit steht ein Freikonservativer auf und erklärt: seine Ausführungen gälten zugleich für die äußerste Rechte; bei der anderen wieder erweist ein Deutsch-Konservativer den reichsparteilichen Nachbarn den nämlichen Liebesdienst. Das ist an sich ein sehr verständiges Vorgehen, dem auch der politische Gegner Anerkennung nicht versagen wird. Es kommt zwar im Reichstage auf eine Wiederholung mehr oder weniger nicht an; aber gerade darum ist es doppelt erfreulich, auf Leute zu stoßen, die sich in Selbstbeschränkung üben und anderen dabei mit gutem Beispiel vorangehen. Nur wäre vielleicht zu untersuchen, ob es sich nicht empföhle, wenn die beiden Richtungen des Konservativismus noch einen Schritt weiter gingen und aus der gelegentlichen Gemeinsamkeit des Betriebes eine volle Lebensgemeinschaft machten.

Als die freikonservative Partei begründet wurde, mochte sie eine Notwendigkeit sein. Sie faßte unter der Führung des Grafen Bethusy Huc die Elemente zusammen, die, bei aller grundsätzlichen Neigung zum Beharren, in gewissem Sinne historisch zu denken gelernt hatten; die zum mindesten sich mühten, zwischen dem starren Prinzip und den Anforderungen des wirklichen Lebens eine Brücke zu schlagen. Als eine ausgesprochene Opportunitätspartei gegenüber dem verbissenen (und wohl auch verbohrten) Legitimismus der Altkonservativen, der sich mit der Annexion von Schleswig-Holstein nicht auszusöhnen vermochte, erblickte die freikonservative Partei, die nachher im Reichstage Deutsche Reichspartei genannt wurde, im Jahre 1866 das Leben. Sie hat auch sonst im Laufe dieser bald fünfzig Jahre im Gegensatz zu der Gruppe gestanden, aus deren Schoße sie sich gelöst hatte; hat in solcher Verfassung gelegentlich genützt, mehr aber wohl im großen Zusammenhang der Dinge geschadet, indem sie, zumal in der Bismärckischen Zeit, dazu half, konservativen Maßnahmen eine versöhnlichere, ins Liberale schillernde Färbung zu leihen. Immerhin, dieser liberalisierende Schimmer blieb der Partei, die man die Botschafterpartei hieß, und aus deren Mitte Otto v. Bismarck — man denke nur an die Achenbach, Friedenthal, Falck und Lucius — mit Vorliebe seine Minister zu nehmen gewohnt war. Allmählich indes wandelte sich in einer veränderten Zeit doch auch der Charakter der Reichspartei. Der Legitimismus der Konservativen verblaßte; sie lernten sich mit dem preußischen Gebietszuwachs, der ihnen schließlich zugleich eine ansehnliche Bereicherung des eigenen Herrschaftsbereichs bedeutete, abzufinden. Auch die Deklarantenära ging vorüber und die Konservativen begannen zu erkennen, um wie viel nützlicher ihnen ein Zusammengehen mit dem eisernen Kanzler werden mochte, als der Versuch mit allerlei dunklen Bundesgenossen von der Gattung des Reichsglöckners Joachim Gehlsen noch länger gegen den Strom zu schwimmen. Damit entfiel schon ein wesentliches Moment, das für Bismarck die Existenz der freikonservativen Partei wünschenswert gemacht hatte; entfiel für sie selber daneben die Möglichkeit, sich wirksam zu nuancieren. Die weitere Entwicklung von Reich und Reichspolitik schuf darin auch keinen Wandel. Am letzten Ende blieben es Unbeträchtlichkeiten und Aeußerlichkeiten, die noch die beiden Schattierungen der Konservativen voneinander schieden. Die Reichspartei zeigte, weil in ihren Reihen allerlei angesehene und mächtige Industrielle siedelten, im allgemeinen mehr Verständnis für industrielle Fragen, als die Altkonservativen, die sich schlechthin wie eine Organisation des Großagrariertums gaben; dafür verhielt sich die Reichspartei zuzeiten — insbesondere, da Freiherr v. Stumm schier unumschränkt in ihr gebot — zu allen sozialreformerischen Bestrebungen noch schroffer ablehnend, als die Deutsch-Konservativen. Wollte man die Dinge auf eine knappe Formel bringen, so ließe sich vielleicht sagen: die Reichsparteiler waren Konservative, die in kirchlichen und dann auch noch in ein paar Kulturfragen ein wenig freieren Auffassungen huldigten. In jenem Sinne hatten sie sich zuletzt noch bei dem preußischen Volksschulgesetz betätigt; der alte Wilhelm von Kardorff aber konnte, von seinem Sohne Konrad, dem Maler und Mitglied der Berliner Sezession, belehrt, wenn der Heerbann der konservativen Bilderstürmer gar zu unverständig tobte, für das gute Recht freier Kunstübung sympathische und eindrucksvolle Reden halten.

Das alles indes ging längst vorüber. Wer letzthin im preußischen Abgeordnetenhause Wilhelm v. Kardorffs Aeltesten sein Dänenroß tummeln sah, der fand in den kurzsichtigen Engherzigkeiten kaum noch etwas, das an die Botschafterpartei von damals gemahnte; an die auch innerlich gepflegten Leute, deren Konservativismus mehr einem Bedürfnis ästhetischer Lebensführung entsprang. Ostelbische Junker und Nurpreußen hüben wie drüben: zu wes' Ende sollten sie sich eigentlich noch länger den Luxus des Getrenntmarschierens gestatten? Freikonservative Wähler hat zudem noch kein Mensch mit bloßem Auge gesehen. Von den paar Herren aber, die im Reichstage zurzeit die freikonservative Farbe zeigen (ein Parteiprogramm hat es bekanntlich nie gegeben, und ein Ruf nach ihm, der neulich in Schlesien ausgestoßen wurde, wird vermutlich unerhört bleiben), und der etwas größeren Anzahl im preußischen Abgeordnetenhause werden die meisten sich unschwer in den entsprechenden konservativen Fraktionen unterbringen lassen. Ginge der eine oder der andere dabei nicht rettungslos in der neueren Umgebung unter, so wäre das unseres Erachtens noch ein ganz besonderer Gewinn. Es wäre doch hübsch, wenn ab und zu ein bescheidener Lichtstrahl die konservative Nacht erhellte . . .

Albanisches.

Die Abreise der Albanier aus Leipzig.

Die albanische Kommission hat am Mittwochmorgen 9 Uhr 32 Minuten Leipzig nach zweitägigem Aufenthalt verlassen. Wieder war den Mitgliedern der Kommission ein Sonderwagen bereitgestellt worden, in dem sie die Reise, die zunächst über Dresden nach Wien geht, zurücklegen. Die Herren hatten am Dienstag die Ruhepause auf ihrer Reise dazu benutzt, sich die Sehenswürdigkeiten Leipzigs anzusehen und in der Stadt auch Einkäufe zu machen. Davon zeugten die vielen Pakete, auf denen man die Namen erster Leipziger Firmen sehen konnte, die von ihren Besitzern eigenhändig zur Bahn gebracht wurden. Sogar der Führer der Mission, Essad Pascha, trug eine hier gekaufte Pelzmütze im Karton unter dem Arm. Bei der Abreise bot sich auch wieder dasselbe Bild, wie man es bei der Ankunft schon beobachten konnte und das die Bescheidenheit der Albanier beleuchtet. Beim Ausladen des Gepäcks, sowohl als auch heute morgen beim Einladen desselben legten sie alle miteinander, auch Essad Pascha, eifrig Hand an und ließen es sich nicht verdrießen auch die schwersten Koffer in den Wagen zu heben. Auf dem Bahnhofe hatten sich auch einige Neugierige eingefunden, die den fremden Gästen das Geleite gaben. Die Mitglieder der Kommission, von denen übrigens eines in Leipzig zurückblieb, haben sich sämtlich über den Aufenthalt in Leipzig sehr befriedigt ausgesprochen.

*

Die Reise des Königs von Albanien nach Petersburg. Wie uns ein eigener Drahtbericht meldet, hat König Wilhelm I. von Albanien am Mittwoch früh seine Reise nach Petersburg über Berlin angetreten, um sich am Zarenhofe vorzustellen.

*

Regelung der albanisch-osmanischen Beziehungen. Nach einer Meldung aus Wien soll der König von Albanien sofort nach seiner Thronbesteigung eine Abordnung nach Konstantinopel entsenden wollen, die mit der Pforte eine Regelung der albanisch-osmanischen Beziehungen anzustreben habe.

*

Die wirtschaftliche Zukunft Albaniens. Das Reformwerk in Albanien wäre unvollständig und unfruchtbar, wenn man nicht zugleich die wirtschaftliche Erschließung des Landes in die Wege leiten wollte. Auch auf diese Seite seiner Regierungstätigkeit wird König Wilhelm I. nicht geringes Gewicht legen dürfen, wenn er sein Staatswesen aus dem bisherigen rohen Zustande in eine zivilisierte Form überleiten will. Fraglich könnte dabei nur erscheinen, ob überhaupt in dem schwer zugänglichen Lande der Skipetaren die Bedingungen gegeben sind, die man für eine wirtschaftliche Erschließung als unbedingt erforderlich voraussetzen muß. Es scheint bisher in Europa allgemein die Ansicht verbreitet zu sein, daß in Albanien für Handel, Industrie und Gewerbe wenig zu holen sei, daß der Ausbau des Landes zu einem wirtschaftlichen Absatzgebiet von Bedeutung kaum die Mühe verlohne, die ein solches Unternehmen mit sich brächte. Nichts ist verfehlter und irriger, als diese Anschauung, und es kann ihr gar nicht entschieden genug entgegengetreten werden. Die Behauptung, Albanien könne niemals zu einem irgendwie in Frage kommenden Faktor der Wirtschaftspolitik eines Landes werden, kennzeichnet sich als das Urteil eines, dessen Meinung durch keinerlei Sachkenntnis getrübt ist. Albanien ist durchaus nicht wirtschaftlich wertlos und unfruchtbar, es geht auch nicht an, seine Bevölkerung einfach in Bausch und Bogen als wilde Barbaren leichthin abzutun. Erst jüngst hat gerade ein ausgezeichneter Kenner der einschlägigen Verhältnisse darauf hingewiesen, daß das Land außerordentlich kultivierbar sei und nur der geschickten Erschließung, der rationellen Wirtschaftsmethoden harre, um zu beweisen, wie sehr es wirtschaftlich entwicklungsfähig sei. Schon allein der Umstand wäre geeignet, in uns starke Bedenken aufsteigen zu lassen, ob unsere bisherige Anschauung von Albaniens Wirtschaftsfähigkeit richtig war, daß unter der Türkenherrschaft sechs Siebentel des gesamten anbaufähigen Bodens vollkommen brachlagen, und daß trotz primitivster Bearbeitung der osmanische Staat jährlich dennoch 5 Millionen Kronen an Steuern und Zehnten herausholen konnte. Daraus ist ohne weiteres der Rückschluß zulässig, daß eine sinngemäße Regelung der Grund- und Bodenverhältnisse bei einer einigermaßen intensiven Bewirtschaftung die daraus fließenden Einnahmen leicht auf 30 bis 40 Millionen jährlich steigern könnte. Italien und Frankreich sind bereits eifrig beschäftigt, in Albanien wirtschaftlich Fuß zu fassen. Es ist daher auch für unsere Industrie noch an der Zeit, dem wirtschaftlich werdenden Albanien höchste Beachtung zu schenken, wenn sie nicht zu spät kommen will.

Kalewala.

Das Nationalepos der Finnen.

Von **Gerhard Moerner.**

Der im 19. Jahrhundert aufsteigenden nationalen Idee gliedert sich als ein bedeutender Teil der Gedanke einer Nationalliteratur ein. Deutschland steht hier an führender Stelle, und seinen Freiheitsdichtern folgt das „ganze Deutschland", schon durch seinen Namen als national gekennzeichnet. Selbst Männer wie Börne und Heine blieben nationaldeutsche Dichter, auch da, wo sie zunächst wie Renegaten erscheinen. Was die weltbürgerlich gesinnte Dichtergeneration des 18. Jahrhunderts zu einer Sammlung der Volksdichtung überhaupt getrieben hatte, bekam nun auch seine nationale Wendung. Herder sammelte die Stimmen der „Völker in Liedern", Arnim und Brentano schufen ein Monument deutschen Volksliedes in „Des Knaben Wunderhorn". Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts stehen wir vor einer Renaissance des Geistes und des Volksbewußtseins. Das passive Germanentum als ursprünglicher Träger der Romantik mit ihrem historischen Sinn ist die treibende Kraft. Ganz natürlich, da hier das Lied eine engere Verbindung mit allen Lebensgebieten besitzt als irgendwo.

Einige Zeit später als in Deutschland wurden in Finnland die ersten Versuche gemacht, die Lieder, bisher nur durch Tradition von Mund zu Mund erhalten, zu sammeln und auf diese Weise sicher zu bewahren. Denn im Laufe der Zeit vergaß sich doch diese oder jene Weise mit der abnehmenden Gedächtniskraft der jüngeren Generation. Verschiedene Gelehrte widmeten sich dieser Aufgabe, Dr. Porthan, Dr. Topelius und schließlich Professor von Becker, der den Versuch machte, eine Reihe von Liedern zu einem Ganzen zusammenzufügen. Dr. Lönnrot war dann schließlich der, dem es gelang, in langen Jahren das Werk zustande zu bringen, das jetzt unter dem Namen Kalewala vorliegt. Man vergegenwärtige sich einmal die Technik dieser rein synthetischen Arbeit, die Rune zu Rune fügt. Fünfzig Runen umfaßt das ganze Werk. Die ausgiebigsten Funde machte Lönnrot außerhalb des eigentlich finnischen Gebietes im Archangelschen Gouvernement. Es muß darauf hingewiesen werden, da sich bisweilen stärkere fremde Einflüsse geltend gemacht haben könnten.

Wir haben also in diesem finnischen Nationalepos nicht etwa ein Werk vor uns, das beanspruchen wollte, sich mit den großen deutschen Epen zu messen, oder auch an ihnen gemessen zu werden. Seiner ganzen Art nach fehlt ihm die Geschlossenheit eines ursprünglichen Ganzen. Nicht als ob wir keine Einheit in ihm sehen könnten. Die Kalewala ist fraglos nicht nur zusammengesetzt, sondern organisch zusammengewachsen, aber wie es einer langen Pappelallee nicht schaden könnte, ob hier und da zwei Bäume fortgenommen oder dazugepflanzt würden, so steht es mit der Geschlossenheit des finnischen Nationalepos aus. Der Faden, der die Dichtung letzten Endes zusammenhält, ist unendlich dünn, und allzu leicht kann man ihn aus den Händen verlieren. Man hat in der Herstellung der Kalewala einen Fehler begangen, man hat das, was im Begriff war, von selber eins zu werden, zu einem gemacht. Das hat immerhin eine gewisse Sprunghaftigkeit zur Folge, die sich mit dem echten epischen Wesen ein klein wenig in Widerspruch setzt. Zu großen Teilen springen die Geschehnisse und ihre Darstellung auch stark ins Balladeske hinüber. Auch findet sich statt des verstandesmäßigen Beschreibens ein gefühlsmäßiges Hingeben, das heißt eine Spur lyrischen Wesens. Es ist wohl überhaupt zu bezweifeln, ob sich eine so scharfe Kategorisierung der Runen in lyrische, magische und epische Runen endgültig halten läßt. Das erscheint jedenfalls mehr hinein- als herausgelesen. Viel näher wird man der Kalewala kommen, wenn man sie überhaupt als einen Ausdruck des Volksgeistes auffaßt. So wird man auch klarer erkennen, wie sie von innen heraus durch ein Blutband zusammengehalten wird, mehr als durch die endgültige Zusammenstellung. Die Kalewala spricht stark für die Unmöglichkeit der Theorie, daß Homer nicht der Dichter, lediglich vielmehr der Einiger seiner Odyssee und Ilias gewesen sei. Ein Blick, der die Technik des allgemeinen Aufbaus der drei Werke vergleicht, genügt dazu. Homer gibt ein zusammenhängendes Ereignis in zusammengeschmiedeter Form, die Kalewala aber hängt nur durch die innere Verwandtschaft der Wesenheiten ihrer einzelnen Lieder aneinander. So hängen die Märchen aus Tausendundeiner Nacht zusammen. Gewiß ist der Vereiniger aller dieser einzelnen Teile eine Art von Dichternatur. Er, der aus dem Volk herausgegangen ist, besitzt ein äußerst feines Verständnis für die Aeußerungen des Volksgemütes. Seine Reisen, auf denen er sein Material sammelte, sind wie romantische Erzählungen. Und so wurde das ein Epos genannt, was vielleicht doch mehr ein Zyklus ist. Unter diesem Gesichtspunkt wird man den Wert der Kalewala als Sammlung finnischer Volksdichtung ergreifen, von der in den größten Kreisen Deutschlands noch recht wenig bekannt ist. Eine ganz eigene, in Wehmut gehüllte Kraft kommt zum Ausdruck, die sich leiten läßt von Phantasie und Zauberglauben. Der Nebelduft des Nordens legt sich um die Dinge. So werden scharfe Umrißzeichnungen unmöglich, werden auch unnötig, da es auf den einzelnen, der ja nur der Träger einer Macht ist, wenig ankommt. Und die Waffe, die hier entscheidet, ist das Wort, das mit seiner überragenden Zaubermacht schaffen und vernichten kann. Die Naivität, mit der die schwierigsten Probleme angefaßt und vorgetragen werden, hat etwas von dem Liebreiz der Natur, die sich selber vorträgt. Sagenhaft und voller Wunderglaubens erscheint das ganze Werk fast selber wie ein Wunder, so zart, so dünnwandig, daß man fürchten könnte, es würde verschwinden.

Der Verlag von Georg Müller in München bringt das Werk in einer vorzüglichen Uebersetzung von Anton Schiefner heraus. Der Uebersetzer schickt ein Vorwort voraus und gibt in einem Nachwort sehr feine ästhetische Richtlinien. Mag er vielleicht Bedeutung und Größe des Epenkreises auch ein wenig überschätzen, so ist doch jedenfalls die ruhige, unvordringliche Art, mit der er spricht, unbedingt zu loben. Ueberhaupt zeugt die ganze Art der Ausgabe, auch buchtechnisch, von einem besonderen Versenken in das Wesen der gebotenen Dichtungen. Die großen gesperrten Buchstaben der Weißfraktur als Seitenköpfe wirken fast wie dekorative Zeichnung. Das Lesen wird angenehm dadurch erleichtert, daß jede Seite in zwei Spalten geteilt ist und ein systematisches Satzbild abgibt. Klare Anmerkungen geben zu besserem Verständnis die nötigen Erklärungen.

Kunst und Wissenschaft.

* **Amtliche Nachrichten von der Universität Leipzig.** Das Königliche Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts hat dem Professor Dr. Schaum die erbetene Entlassung aus seinen Stellungen als etatmäßiger außerordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät und Abteilungsleiter am Physikalisch-chemischen Institut für den 31. März dieses Jahres erteilt. Professor Schaum folgt, wie bereits mitgeteilt worden ist, einem Ruf als ordentlicher Professor nach Gießen.

* **Erstaufführung in Dresden.** Ernst Hardts Scherzspiel „Schirin und Gertraude" hatte, wie uns aus Dresden berichtet wird, bei seiner Erstaufführung im dortigen Kgl. Schauspielhaus einen starken Heiterkeitserfolg zu verzeichnen. Hardt konnte bereits nach dem zweiten Akt erscheinen.

* **Ludwig Fuldas** jüngstes Werk „Die Rückkehr zur Natur" wurde vom Schauspielhaus in Frankfurt a. M. zur Uraufführung angenommen und wird dort im nächsten Winter in Szene gehen.

* **Hermann Wolfgang von Waltershausen,** der Komponist des „Oberst Chabert", hat Dichtung und Musik einer neuen, romantischen Oper vollendet. Das abendfüllende Werk führt den Titel „Richardis".

* **Auszeichnung Professor Rüdels durch den Kaiser.** Der Kaiser hat dem Direktor des Königlichen Opernchors in Berlin, Professor Hugo Rüdel, in besonderer Anerkennung seiner großen Verdienste um den Chorgesang sein Bild mit eigenhändiger nachstehender Widmung verliehen: „Dem hochverdienten Meister des Chorgesanges als Anerkennung für die großartigen Erfolge meines Opernchores, zumal im Winter 1913/14. Wilhelm I. R."

* **Der Kammerausschuß für die schönen Künste** nahm, wie uns aus Paris gemeldet wird, einen Antrag des Abgeordneten Helle an, wonach bei öffentlichen Versteigerungen von Kunstwerken der Künstler oder seine Verwandten während 30 Jahren nach seinem Tode einen bestimmten Prozentsatz von dem Erträgnis erhalten sollen. Dieser Prozentsatz wird vom Kammerausschuß in einer seiner nächsten Sitzungen festgestellt werden. Nach einem Antrag Abel Ferry soll der Prozentsatz bei einem Ertrage von 200 Frank ein Prozent und bis zu vier Prozent bei einem Ertrage von mehr als 50 000 Frank betragen.

* **Von Heinz Tovote,** der im April in die Reihe der Fünfzigjährigen tritt, kommt demnächst im Verlag von F. Fontane & Co. der zuerst in der „Woche" erschienene Roman „Durchs Ziel" heraus.

SLUB
Wir führen Wissen.